

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 88 (1962)  
**Heft:** 33

**Artikel:** Waldspaziergang  
**Autor:** Tschudi, Fridolin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-501686>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gaudenz Freudenberger fällt es auf:

## Wie sich die Zeiten geändert haben



Das Schweizervolk von heute sollte ein froheres Gesicht zur Schau tragen. Wie leicht, wie unvorstellbar leicht ist es heute, eine Stelle zu finden! Jedermann kann auswählen und dabei wirklich sehr wählerisch sein.

Vor dreißig Jahren war das ganz anders. Damals gehörten offene, freie Stellen zu den Raritäten. Wer auf ein Stellenangebot hinwies, wurde bestaunt, als hätte er im Zürichsee ein Unterseeboot gesichtet. Wer eine gute Stelle fand, war ein ausgewachsener Glückskäfer. Der Arbeitsmarkt war von Stellensuchenden überlaufen.

### Der Stellenanzeiger,

heute für unsere Zeitungen eine blühende Inseratenplantage, war damals dürftig und vor allem sehr einseitig. Stellenangebote mußte man mit der Lupe suchen. Stieß man ausnahmsweise auf eines, befahl einen der auf unzähligen schlechten Erfahrungen beruhende Zweifel: Wird kaum etwas Seriöses sein. Schlangenfängerei. Oder gar schamlose Ausnutzung der Arbeitslosigkeit.

Für eine einzige Stelle meldeten sich Hunderte von Bewerbern. Berufene und unberufene, alle aber getrieben von der Not und Trostlosigkeit, keine Stelle zu haben. Weder eine zusage noch eine unpassende. Stellenlos, arbeitslos. Ich hatte einen Freund, der hat in der Zeit der Arbeitslosigkeit innert einem Jahr mehr Offerten und Bewerbungsschreiben geschrieben als Aufsätze während acht Jahren Schulzeit. Es war ein Elend sondergleichen. Der «Erfolg» bestand in 99 von 100 Fällen darin, daß das beigelegte Porto für die Rückantwort der anonymen Chiffre XY zugute kam.

Man vergleiche die Stellenmarktverhältnisse von heute mit der deprimierenden und demoralisierenden Situation in den dreißiger Jahren! Heute, wo der Meister vor lauter Ich-hätte-gerne dazu neigt, einem Lehrling gleich auch noch ein Auto und ein Ferienhäuschen anzubieten, halte ich es für angebracht, die Nimmersatten, Allzuverwöhnten, Superanspruchsvollen und Uebermütigen an die sieben mageren Jahre zu erinnern, die allerdings weit zurückliegen und natürlich nie wiederkehren werden ...

### Die Vetterliwirtschaft

blühte damals. Zeigte sich ausnahmsweise eine Stelle und trat eine Unzahl von Anwärtern auf, dann galt es, alle Mächte zu mobilisieren, um ans Ziel zu gelangen. Zeugnisse, guter Leumund und Berufsausweis genügten nicht. Wer einen Vetter aus Dingsda, einen finanzkräftigen Bekannten zum Begleiter hatte, bereit, sich am Unternehmen mit einer Geldeinlage zu beteiligen, kam in die vorderen Ränge zu stehen. Wer einen Protektionsonkel hinter sich hatte, der durch geschäftliche oder politische Beziehungen mit dem Arbeitgeber in Verbindung stand, durfte einen Vorsprung notieren. Wem ein Götti zu Gevatter stand, der eine ansehnliche Kautionsleistung und in der Lage war, dem Geschäft Aufträge zuzuschicken, durfte Hoffnungen hegen. Wenigstens so lange als keiner der übrigen Reflektanten einen noch fetteren Vetter ins Treffen führen konnte.

Ohne Protektion war der Stellensuchende gewichtlos, bedeutungslos, namenlos, erfolglos. Das höchste Diplom galt weniger als die niedrigste Jaßkarte. Vorzügliche Berufsausweise trugen dem Stellenbewerber bestenfalls ein scheinheiliges «Wir bedauern» ein. Auf dem dichtbesetzten Schachbrett des Arbeits-

marktes war der vetterlose Stellensucher eine verlorene Figur. Erst die Ueberwindung der Krisenzeit und Arbeitslosigkeit hat die Arbeitskraft wieder aufgewertet und in unseren Tagen nahezu die Umkehr der Verhältnisse von damals gebracht. Die Hochkonjunktur hat die Vetterliwirtschaft sozusagen trockengelegt. Das Ueberangebot freier Stellen macht es überflüssig, das Stellengesuch mit dem Gewicht der Protektion zu beschweren.

Dem Arbeitgeber hat das Verschwinden der Vetterliwirtschaft eine Entlastung gebracht. Er muß einen disqualifizierten, untragbaren Arbeiter oder Angestellten nicht einzig deshalb behalten, weil hinter ihm ein einflußreicher Protektor steht. Der Arbeitnehmer fühlt sich auch wohler und freier. Er ist kein Protégé mehr. Seine Stelle verdankt er nicht der Schirmherrschaft eines Gönners. An einer ihm nicht zusagenden Stelle muß er nicht einzig dem Protektionsonkel zuliebe ausharren. Und auch dem mehr oder weniger lieben Mann, der ehemals den Vetter aus Dingsda spielte, sollte es eigentlich nur recht sein, daß seine Rolle im Spiel der Arbeitskräfte hinfällig geworden ist. Seine Einflußnahme wird nicht mehr mit dem schmählichen Bescheid quittiert, er habe dem Unternehmen einen unfähigen, zuchthausreifen Nichtsnutz aufgehalst und sei mitverantwortlich am erlittenen Debacle.

## Waldspaziergang

Man kehrt aus Wäldern wie aus einem Traum zurück und wie aus einem längst vergessenen Grimmschen Märchen, und man empfindet ihre Einsamkeit als Glück inmitten all der Föhren, Buchen oder Lärchen.

Sogar das Knusperhäuschen fand man da und dort und hat die Zauberhexe tief im Forst gesehen; bloß lief das Hutzelweiblein ängstlich vor uns fort, um unsrer Gegenwart und Neugier zu entgehen.

Ringsum ist Kirchenstille, und kein fremder Laut stört deine Andacht und beleidigt deine Ohren; du fühlst im Unterholz, umrankt von Leberkraut, dich sanft erlöst und doch gefangen und verloren.

Das Moos dämpft deinen Schritt wie weiches Löschpapier, und nur bisweilen knistert es von dürren Zweigen: ein scheuer Vogel nistet und versteckt sich hier und unterbricht mit seinem Flügelschlag das Schweigen.

Im hohen Sommermittag summt ein Bienenschwarm, und das erinnert dich an feindliche Geschwader und an die Welt, die kalt und böse ist und arm und voller Angst und kriegerischem Haß und Hader.

Man kehrt aus Wäldern wie aus einem Traum zurück und hofft auf Frieden und Geborgenheit und Glück ...

Fridolin Tschudi